

HEYNE <

Das Buch

Detective Sarah Pribek ist impulsiv und instinktsicher. Sie gilt als Spezialistin im Finden von Vermissten, ob tot oder lebendig, und sie weiß, dass nur in den ersten 36 Stunden nach dem Verschwinden eines Menschen eine realistische Chance besteht, ihn lebend aufzufinden. Sie ist erst seit zwei Monaten verheiratet, als ihr Mann Shiloh verreist. Es vergehen Tage, bevor ihr klar wird, dass ihr größter Albtraum wahr geworden ist: Shiloh ist nie an seinem Bestimmungsort angekommen. Er ist verschwunden. Sarah nimmt seine Spur auf. Die Suche wird zu einer Reise in seine und auch ihre eigene Vergangenheit, die sie quer durch die USA führt. Sarah muss erkennen, dass sie ihren Mann kaum kannte und über seine Herkunft und sein früheres Leben nichts wusste. Erbarmungslos verrinnt die Zeit, während sie versucht, die Puzzlestücke zusammenzufügen. Liegt der Schlüssel zu Shilohs Verschwinden in seiner Vergangenheit?

Die Autorin

Jodi Compton studierte Englische Literatur in Berkeley und Minneapolis und arbeitete später als Redakteurin für verschiedene Zeitungen, bevor sie ihren ersten Roman schrieb; sie lebt in Kalifornien und arbeitet am zweiten Roman mit ihrer Heldin Sarah Pribek.

Jodi Compton

Sechsenddreißig Stunden

Aus dem Amerikanischen
von Sabine Lohmann

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE 37th HOUR erschien bei
Bantam Dell, New York



Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100

Das FSC-zertifizierte Papier München Super für
Taschenbücher aus dem Heyne Verlag
liefert Mochenwangen Papier.

Vollständige Deutsche Taschenbuckerstausgabe 02/2006

Copyright © 2003 by Jodi Compton

Copyright © 2004 der deutschen Ausgabe und

Copyright © 2006 dieser Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagillustration: © artvertise und

© avenue images/Index Stock/ Keith Black

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München

Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenbach

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2006

ISBN-10: 3-453-43155-3

ISBN-13: 978-3-453-43155-3

<http://www.heyne.de>

ES GIBT FÄLLE, die sich ihren Ermittler suchen und nicht umgekehrt. Draußen auf der Straße, ob im Dienst oder nicht, sieht ein Polizist zwei Burschen mit Baseballkappen und Sonnenbrillen aus einer Bankfiliale stürzen, als sei ihnen der Leibhaftige auf den Fersen. Tja, und zufällig ist die Polizei schon zur Stelle, noch bevor der Alarmruf bei der Zentrale eingeht.

Bei Vermissten verhält es sich allerdings ein wenig anders. Die Leute, nach denen man sucht, sind meist schon tot, unbekannt verzogen oder irgendwo untergetaucht. In der Regel halten sie sich nicht an auffälligen Orten auf, als legten sie es geradezu darauf an, dass man über sie stolpert. Ellie Bernhardt, vierzehn Jahre alt, erwies sich als Ausnahme von der Regel.

Gestern war Ellies Schwester zu mir nach Minneapolis gekommen, den ganzen langen Weg von Bemidji, im Nordwesten von Minnesota. Ainsley Carter war einundzwanzig, höchstens zweiundzwanzig, schmal und blond, von einer schüchternen, verhaltenen Schönheit, wie sie dieser Art von Blondinen eigen ist. Sie schien keinen besonderen Wert darauf zu legen, ihr Aussehen zu betonen, und war ungeschminkt, abgesehen von einem Hauch Wimperntusche und Abdeckstift, um die Schatten einer schlaflosen Nacht zu kaschieren. Sie trug Jeans und ein weißes Hemd mit langen blauen Ärmeln, an der rechten Hand einen schlichten Silberreif, an der linken einen winzigen Brillanten.

»Ich glaube, meine Schwester ist hier irgendwo in der Stadt«, sagte sie, nachdem ich ihr den Besucherstuhl vor meinem Schreibtisch und eine Tasse Kaffee angeboten hatte. »Sie ist vorgestern nicht von der Schule heimgekommen.«

»Haben Sie die Polizei in Bemidji schon verständigt?«

»In Thief River Falls«, sagte sie. »Da wohnt Ellie noch mit

unserem Vater. Mein Mann und ich sind nach der Hochzeit weggezogen. Natürlich haben wir bereits Vermisstenanzeige erstattet, aber ich glaube, sie ist hier. Ich glaube, sie ist von zu Hause weggelaufen.«

»Hat sie eine Reisetasche, die jetzt nicht mehr da ist?«

Ainsley legte den Kopf schief und überlegte. »Nein, aber ihre Schultasche ist ziemlich groß, und als ich ihre Sachen durchgesehen habe, kam es mir vor, als fehlte einiges. Dinge, die sie nicht in die Schule mitnehmen, aber sicher einpacken würde, falls sie von daheim weg wollte.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Nun ja, zum Beispiel ein Foto von unserer Mutter«, sagte Ainsley. »Mom ist vor sechs Jahren gestorben. Dann habe ich geheiratet, und Joe und ich sind weggezogen. Seitdem ist Ellie mit Dad allein geblieben.«

Langsam schien aus den allgemeinen Hintergrundinformationen ein persönlicheres Bild zu entstehen, also sagte ich vorerst nichts und ließ es sich nach und nach entfalten.

»Natürlich hatte Ellie die übliche Anzahl Freundinnen. Sie war vielleicht ein bisschen zurückhaltend, aber nicht einsam. Doch im letzten Jahr, meint Dad, seien all diese Freundschaften abgekühlt. Ich glaube, das lag einfach daran, dass Ellie so hübsch geworden war. Mit einem Mal war sie hoch aufgeschossen, entwickelte weibliche Formen, und sie hatte so ein süßes Gesicht. Es war das gleiche Jahr, in dem sie auf die Highschool wechselte, und das ist ja stets eine tiefgreifende Veränderung. Wahrscheinlich sahen die Mädchen sie plötzlich mit anderen Augen, genauso wie die Jungs.«

»Jungs?«, hakte ich nach.

»Seit Ellie dreizehn war oder so, waren sie hinter ihr her, vor allem die älteren Jungs, meint jedenfalls Dad. Es macht ihm ziemliche Sorgen.«

»Hat Ellie sich öfter mit jemand Älterem getroffen, irgendwem, dem Ihr Vater vielleicht nicht traute?«

»Nein«, sagte Ainsley. »Soweit er weiß, hat sie sich mit überhaupt niemandem verabredet. Aber mir ist das alles nicht so ganz

geheuer.« Sie hielt einen Moment inne. »Dad ist schon fast siebzig. Er redet nicht über solche Mädchendinge mit uns, das hat er nie getan. Aus dem, was er sagt, lässt sich also schlecht abschätzen, wie es in Ellies Leben wirklich aussieht. Ich versuch ja immer, sie am Telefon zum Reden zu bringen, aber das ist nicht das Gleiche, wie dort zu sein. Ich glaube, sie hat überhaupt keinen, dem sie sich anvertrauen kann.«

»Ainsley«, sagte ich behutsam, »wenn Sie mit Ellie sprechen, wenn Sie sie zu Hause besuchen, haben Sie da je das Gefühl, dass irgendwas mit ihrer Beziehung zu ihrem Vater nicht stimmt?«

Sie begriff sofort, worauf ich hinauswollte. »Oh, Gott, nein«, sagte sie, und ihr Tonfall ließ keinerlei Zweifel zu. Sie hob ihre Kaffeetasse an die Lippen; der Blick ihrer blauen Augen schien anzudeuten, dass sie die nächste Frage erwartete.

Ich fuhr mir nachdenklich mit der Zunge über die Zähne, klopfte mit dem Kuli auf meinen Notizblock.

»Wenn ich Sie recht verstehe, sind Sie besorgt, weil Ellie keine Freundinnen oder weiblichen Verwandten in ihrem Umkreis hat, mit denen sie offen reden könnte. Was zwar bedauerlich für sie ist, wie ich annehme, aber doch wohl kaum eine Krisensituation darstellt, vor der sie Hals über Kopf hätte flüchten müssen. Können Sie sich vielleicht irgendeinen konkreten Grund für ihre Flucht vorstellen?«

»Nun ja«, sagte Ainsley zögernd, »ich habe mit ihren Freundinnen gesprochen. Ihren Mitschülerinnen, meine ich.«

»Und was haben sie gesagt?«

»Nicht viel. Sie waren etwas verlegen, vielleicht sogar schuld-bewusst. Ellie ist weggelaufen, und ich bin ihre Schwester. Da dachten sie wohl, ich würde ihnen vorwerfen, dass sie nicht netter oder kameradschaftlicher zu ihr waren.«

»Keine brauchbaren Hinweise?«, drängte ich.

»Eins der Mädchen sagte, es hätte Gerüchte gegeben.«

»Was für Gerüchte?«

»Dass Ellie sexuell aktiv war, vermutlich. Ich hab versucht, mehr aus ihr herauszuholen, aber die anderen beiden Mädchen haben

sich gleich eingemischt: »Sie wissen doch, wie die Leute so tratschen«, haben sie gesagt. So in der Art. Mehr hab ich nicht aus ihnen herausbringen können.«

Ich nickte. »Aber Sie sagten, Ellie hätte sich nicht mit Jungs verabredet. Es scheint demnach wenig Anlass zu solchen Gerüchten gegeben zu haben.«

»Dad ließ sie manchmal bei Freundinnen übernachten.« Ainsley griff nach ihrer Tasse, trank aber nicht. »Er dachte, das wären reine Mädchenpartys, aber wer weiß. Man hört ja so allerhand, was die Kids heutzutage in immer jüngerem Alter schon anstellen ...« Ihre Stimme verebbte, als wollte sie lieber nicht näher darauf eingehen.

»Na gut«, sagte ich. »Vielleicht hat das ja auch gar nichts mit dem Grund ihres Ausreisens zu tun.«

»Ich wünschte, wir könnten sie bei uns aufnehmen«, setzte Ainsley ihren Gedankengang fort. »Ich hab mit Joe darüber gesprochen, aber er meint, wir hätten nicht genug Platz.« Sie drehte den Brillantring an ihrem Finger hin und her.

»Wieso glauben Sie, dass sie hier in der Stadt ist?«

»Es gefällt ihr hier«, sagte Ainsley schlicht.

Die Antwort war durchaus plausibel. Jugendliche Ausreißer zog es oft in die nächste Großstadt. Das Leben in der Stadt schien immer voller Verheißungen.

»Haben Sie ein Foto von Ellie dabei?«

»Natürlich«, sagte sie. »Ich hab extra eins für Sie mitgebracht.«

Das Foto von Ellie zeigte ein sehr hübsches Mädchen, die Haare von dunklerem Blond als die ihrer Schwester, die Augen grün statt blau wie bei Ainsley. Sie hatte ein paar kindliche Sommersprossen über der Nase und einen munteren, aber etwas unpersönlichen Gesichtsausdruck, wie es bei Schulfotos oft der Fall ist.

»Es ist von letztem Jahr«, sagte sie. »An ihrer Schule sagten sie, die neuen seien gerade erst gemacht worden und nicht vor nächster Woche erhältlich.« Es war jetzt Anfang Oktober.

»Haben Sie noch einen Abzug, den Sie verwenden können?«

»Wieso ich?«

»Ich habe noch eine Menge anderer Fälle zu bearbeiten«, erklärte ich. »Sie dagegen können Ihre ganze Zeit der Suche nach Ellie widmen. Und das sollten Sie auch tun.«

»Ach, ich dachte ...« Ainsley schaute etwas enttäuscht drein.

»Ich werde selbstverständlich alles tun, was ich kann«, versicherte ich ihr. »Aber im Moment sind Sie Ellies beste Anwältin. Zeigen Sie ihr Foto überall herum. In Hotels, bei Obdachlosen, bei den Pfarrern und Sozialarbeitern, die Unterkünfte für Obdachlose betreuen ... eben bei allen, die Ellie gesehen haben könnten. Machen Sie Farbfotokopien mit einer Personenbeschreibung und hängen Sie sie überall auf, wo man Sie nur lässt. Machen Sie die Suche zu Ihrem Ganztagsjob.«

AINSLEY CARTER HATTE MICH VERSTANDEN; sie war gegangen, um zu tun, was ich ihr aufgetragen hatte.

Aber dann war doch ich es, die Ellie fand, und zwar durch puren Zufall.

Am nächsten Vormittag war ich zu einem Hotel am äußersten Stadtrand gefahren. Eine der Angestellten dort meinte, einen Mann mit einem Jungen gesehen zu haben, der in einem Fall von elterlicher Entführung gesucht wurde, und ich war gebeten worden, mich darum zu kümmern.

Ich hatte mit allen möglichen Arten von Verbrechen zu tun, wie jeder Kriminalbeamte der Bezirkspolizei, doch die Vermisstenfälle waren das Spezialgebiet meiner Partnerin, und so waren sie allmählich auch zu dem meinen geworden.

Besagter Vater mit Sohn war gerade dabei, sein Gepäck in einen alten Ford-Kombi zu laden, als ich dort ankam.

Der Junge war mindestens zwei Jahre älter und einen halben Kopf größer als der, nach dem ich suchte. Ich wollte trotzdem wissen, wieso er nicht in der Schule war, aber sie sagten, sie seien auf dem Rückweg von einer Beerdigung.

Ich wünschte ihnen gute Fahrt und ging zurück zur Rezeption, um der Hotelangestellten für ihre Hilfsbereitschaft zu danken.

Auf der Rückfahrt, kurz bevor ich zum Fluss kam, sah ich einen Streifenwagen, der an der Böschung zwischen der Straße und den Bahngleisen parkte.

Eine uniformierte Polizistin stand neben dem Wagen und blickte nach Süden, fast als bewachte sie die Bahntrasse. Hinter ihr führten die Gleise zu einer Bockbrücke über den Fluss, und ich sah die breitschultrige Silhouette eines zweiten Beamten, der auf die Brücke hinausging.

Die Szene kam mir so merkwürdig vor, dass ich spontan anhielt. »Was ist los?«, fragte ich die Polizistin, als sie auf meinen Wagen zukam, und zückte meine Dienstmarke, um ihrer Aufforderung zum Weiterfahren zuvorzukommen.

Obwohl ihre Miene sich etwas entspannte, ging sie nicht weg, nahm nicht mal ihre verspiegelte Sonnenbrille ab, sodass ich mein Gesicht in den Gläsern sah, verzerrt wie durch eine Fischlinse. »Officer Moore«, las ich auf ihrem Namensschild.

»Sie sind mir gleich bekannt vorgekommen«, sagte Moore. Und dann, als Antwort auf meine Frage, kurz und knapp: »Ein Springer.«

»Wo?« Ich sah nur Moores Partner, der jetzt mitten auf der Eisenbahnbrücke stand, aber sonst niemanden.

»Sie ist auf das Gerüst runtergeklettert«, sagte Moore. »Sie können sie von hier aus gerade noch sehen. Ist noch ein halbes Kind.«

Ich reckte den Hals und erblickte eine schmale Gestalt zwischen den Brückenbalken; honigblondes Haar schimmerte kurz in der Sonne auf.

»Ein junges Mädchen? So um vierzehn Jahre alt?«

»Ja, genau«, sagte Moore.

»Wo kann ich hier parken?«

Der Schotterweg hinaus auf die Eisenbahnbrücke führte abwechselnd durch Licht- und Schattenstreifen, die nicht nur vom Brückenaufbau über den Gleisen herkamen, sondern auch von der Sonne, die immer wieder zwischen den Wolken verschwand und wieder hervorbrach.

»Ich dachte, wir hätten die Wasserwacht angefordert«, sagte Moores Partner zur Begrüßung ein bisschen perplex, als ich auf ihn zukam.

Ich kannte ihn vom Sehen, wusste aber nicht mehr genau, wie er hieß. Irgendwas mit V. Er war ein paar Jahre jünger als ich, fünfundzwanzig oder so. Gut aussehend, Latinotyp.

»Niemand hat mich hergeschickt, Officer Vignale«, sagte ich. Sein Name war mir wieder eingefallen, bevor ich ihn ablesen musste. »Ich bin nur zufällig vorbeigekommen. Was ist denn los?«

»Sie ist immer noch da unten, Detective ...«

»Pribek«, sagte ich. »Sarah Pribek. Haben Sie versucht, mit ihr zu reden?«

»Ich habe Angst, sie zu erschrecken. Sie könnte leicht das Gleichgewicht verlieren und hinunterstürzen.« Ich drehte mich um, beugte mich über das Geländer und spähte hinunter. Und tatsächlich, da stand sie noch, sprungbereit, die Hände auf einem schrägen Balken über ihr. Eine milde Brise fächelte ihr durchs Haar, das genau Ellie Bernhardts Farbe hatte.

»Sie ist aus Thief River Falls weggelaufen«, sagte ich. »Scheint mir jedenfalls ganz so. Ihre ältere Schwester war gestern da und hat Vermisstenanzeige erstattet.«

Vignale nickte. »Die Wasserwacht schickt uns ein Boot, falls wir sie rausfischen müssen.«

Ich blickte auf Ellie und das Wasser unter ihr hinab.

Ellie hatte sich eine besonders niedrige Brücke für ihr Vorhaben ausgesucht, und das allein war schon sonderbar.

Ich verstand nicht viel von Psychologie, aber ich wusste, dass ein Selbstmordversuch, der auf Überleben abzielt, oft als Hilferuf gemeint ist.

Aber vielleicht war Ellie auch nur verwirrt, wütend und ungeduldig und war einfach auf die erstbeste Brücke über den Mississippi hinausgekraxelt, die sie finden konnte.

Wie auch immer, es war eine glückliche Wahl, wenn man so will. Trotzdem war der Fluss, über dem sie da stand, immer noch der Mississippi.

Ich war in New Mexico aufgewachsen, und das Hochland, in dem ich gelebt hatte, war von Wasserläufen durchzogen gewesen, doch keiner davon glich im Entferntesten dem Mississippi. Mit dreizehn war ich nach Minnesota gezogen, aber auch dort hatte ich nicht am Flussufer gelebt. Der Mississippi war immer etwas Abstraktes für mich geblieben, etwas, das man nur von weitem sah oder manchmal auf Autofahrten überquerte. Erst Jahre später war ich einmal ans Ufer hinabgegangen, um den Fluss aus der Nähe zu sehen.

Unten am Wasser hatte ein Junge gestanden, der einen Bindfaden an einem langen Zweig ins Wasser hielt und so tat, als ob er angelte.

»Geht da je einer rein?«, hatte ich ihn gefragt.

»Ich hab mal wen mit einem Seil um den Bauch reingehen sehen«, hatte der Junge gesagt. »Die Strömung hat ihn so schnell mitgerissen, dass seine beiden Freunde, und das waren beides erwachsene Männer, mit aller Kraft ziehen mussten, um ihn wieder rauszuholen.«

Seitdem hatte ich noch andere Meinungen über die reißende Kraft und die Bösartigkeit des Flusses gehört, der Minneapolis in zwei Hälften teilte. Im Polizeiarchiv der Stadt sind eine Menge Leute registriert, die Sprünge und Stürze von sämtlichen Brücken überlebt haben. Aber diese Überlebensfälle sind nicht die Regel. Selbst nüchterne, gesunde Erwachsene, die schwimmen können und keine Selbstmordabsichten hegen, werden kaum mit der Strömung fertig. Sie zieht einen in die Tiefe, wo man sich in den Wurzeln und Ästen überschwemmter Bäume verfängt, und treibt einen in die Flussmitte, wo das Wasser voller gefährlicher Strudel ist.

Ein Sturz von dieser Brücke wäre wahrscheinlich zu überleben, zumal das Wasser jetzt noch nicht so eisig war wie im Winter. Trotzdem schien es mir besser, es nicht darauf ankommen zu lassen.

Ich hielt mich am Geländer fest und tastete vorsichtig mit einem Fuß über den Rand.

»Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst«, sagte Vignale.

»Aber sicher«, sagte ich. »Wenn sie nicht wollte, dass jemand zu ihr runterkommt und es ihr ausredet, wäre sie doch längst gesprungen.« *Hoffe ich wenigstens.* »Ich bin um Ihre Sicherheit besorgt, Officer Vignale«, sagte ich. »Falls Ihre Kollegin den Zugverkehr nicht schon per Funk hat aufhalten lassen, würde ich an Ihrer Stelle lieber die Gleise verlassen.«

Es war nicht schwieriger, sich an den Brückenbalken hinabzuhangeln, als an irgendwelchen Stangengestellen auf Kinderspielflächen, ich kam nur wesentlich langsamer voran.

»Keine Angst«, sagte ich ruhig, sobald ich mich auf gleicher Höhe mit dem Mädchen befand. »Ich möchte bloß ein bisschen mit dir reden.«

Sie wandte den Kopf zu mir um, und ich sah, dass es tatsächlich Ellie war. Mehr noch, ich sah die Schönheit, die ihrer älteren Schwester solche Sorgen gemacht hatte. Ellie hatte sich seit dem letztjährigen Klassenfoto noch mehr zu ihrem Vorteil verändert.

Sie gehörte zu den Leuten, die durch Ernst, ja sogar Unglück, weit bezaubernder wirken als durch ein Lächeln. Ihre graugrünen Augen blickten unter schweren Lidern hervor, ihre Haut war glatt und ebenmäßig, ihre Unterlippe sehr voll. Die Sommersprossen auf dem Foto, fast schon ganz verblasst, wirkten wie die letzten Überbleibsel ihres Kindergesichts. Sie trug ein graues T-Shirt und schwarze Jeans. Keine Pastelltöne, keine Schleifchen, nichts Mädchenhaftes war an Ellie. Von weitem hätte ich sie für eine zierliche Zwanzigjährige halten können.

»Einen Moment noch, Ellie«, sagte ich und wechselte den Griff auf dem Balken, damit ich mich zu ihr umdrehen konnte, während ich mit ihr sprach.

»Uff, so ist es besser.« Meine Füße hatten sicheren Halt gefunden, und ich konnte mich mit dem Rücken an das Gerüst lehnen. »Ganz schön anstrengend für eine Erwachsene, diese Kletterei. Einsneunundsiebzig groß zu sein ist ja gut und schön, aber hierfür ist es nicht so günstig.«

»Woher kennen Sie meinen Namen?«, fragte sie.

»Deine Schwester war gestern bei mir«, sagte ich. »Sie macht sich große Sorgen um dich.«

»Ainsley ist hier?« Ellie blickte zur Straße hinauf, wo Vignale und ich hergekommen waren. Ich konnte ihr nicht ansehen, ob die Aussicht, ihre Schwester zu treffen, sie hoffnungsvoll oder verdrossen stimmte.

»Nein, nein. Aber sie ist in der Stadt.«

Ellie schaute wieder hinab aufs Wasser. »Sie will mich bestimmt nach Thief River Falls zurückholen.«

»Wir wollen beide nur wissen, was dich bedrückt«, sagte ich. Da sie nicht antwortete, versuchte ich es noch einmal. »Warum bist du von zu Hause weggelaufen, Ellie?«

Sie schwieg.

»Hat es was mit den Leuten an der Schule zu tun?« Ich formulierte die Frage absichtlich so allgemein wie möglich, um es ihr zu überlassen, ob sie darauf eingehen wollte oder nicht.

»Ich kann nicht dahin zurück«, sagte sie leise. »Sie zerreißen sich alle das Maul über mich und Justin Teague. Er hat's überall herumerzählt, der Scheißkerl.«

Irgendwie machte der Kraftausdruck sie mir noch sympathischer. Außerdem klang es so, als ob der Betreffende ihn verdient hätte.

»Hat er Lügen über dich erzählt?«, fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, es hat alles gestimmt. Ich hab mit ihm geschlafen. Ich musste es tun.«

»Weil du ihn gern mochtest und Angst hattest, ihn zu verlieren?«

»Nein«, sagte sie nur.

Ich dachte, das sei die richtige Art, mit Springern umzugehen, mit ihnen über ihre Probleme zu reden, bis sie sich besser fühlten und bereit waren, ihr Vorhaben aufzugeben. Aber das schien hier nicht zu funktionieren. Ellie Bernhardt schien sich kein bisschen besser zu fühlen.

»Hör zu«, sagte ich. »Offenbar gibt es Dinge in deinem Leben, die geklärt werden müssen, aber ich glaube nicht, dass der Unter-

bau einer Eisenbahnbrücke der beste Ort dafür ist. Also komm einfach wieder mit mir rauf, okay?»

Sie schniefte laut. »Ich hab mit ihm geschlafen, weil ich ihn *nicht* mochte. Und ich wollte was ändern.«

»Versteh ich nicht«, sagte ich.

»Ainsley versteht es auch nicht«, murmelte sie. »Ich ... ich mag Mädchen.«

»Oh«, sagte ich. *Querschläger von links*. »Das macht doch nichts.«

Tränen der Wut standen in Ellies Augen. »Für *wen* macht das nichts? Für *Sie*? Irgendeine Polizistin in Minneapolis?»

Als hätte ihre Wut sie befreit, sprang Ellie hinab.

Und ich hinterher.

Wäre es Januar gewesen, wenn der Fluss am kältesten ist, hätte ich mich vielleicht anders entschieden. Oder ich wäre geblieben, wo ich war, wenn ich alles richtig gemacht hätte, anstatt Ellie über ihre Probleme reden zu lassen, bis sie so aufgebracht war, dass sie sprang.

Vielleicht war es auch gar keine bewusste Entscheidung, ihr nachzuspringen. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich überhaupt etwas dachte. Als ich losließ, meine ich. In dem kurzen Moment, bis ich aufs Wasser aufschlug, dachte ich in blitzschneller Folge an verschiedene Dinge. An den Jungen mit seiner selbst gebastelten Angel. An meinen Bruder, der meinen Kopf in einem Bottich untertauchte, als ich fünf war.

Und zuletzt dachte ich an Shiloh.

An jenem Tag lernte ich etwas am eigenen Leib kennen, das ich bisher nur zu wissen geglaubt hatte: der Fluss, in den man an einem Sommertag die Füße eintaucht, mit leichtem Frösteln sogar schon im Juni, ist nicht der gleiche Fluss, den Gott einem entgegenschleudert, wenn man selbst aus mäßiger Höhe hineinfällt. Es fühlte sich beinah so an wie auf Asphalt zu knallen. Der Aufprall war so heftig, dass ich mir die Zunge blutig biss.

Die ersten Momente nach dem Sprung vergingen zu schnell, als dass ich mich noch deutlich daran erinnern könnte. Meine Lungen brannten, als ich endlich wieder auftauchte, und fast sofort

schnaufte ich wie ein Rennpferd, allein von der Kälte. Die Umgebung war so völlig anders als das zahme, kühle, gechlorte Wasser des Beckens, in dem man mir das Schwimmen beigebracht hatte, dass ich nur hilflos in der Strömung zappeln konnte wie jemand, der nie schwimmen gelernt hat. Es war purer Zufall, glaube ich, dass ich mit Ellie zusammenstieß und sie zu fassen bekam.

Sie war entweder ohnmächtig geworden, weil sie irgendwie unglücklich aufs Wasser aufgeschlagen war, oder wie gelähmt von dem Schock. Jedenfalls schlug sie nicht um sich, was ein Segen war. Ich schob den Arm unter sie und drehte mich keuchend auf den Rücken.

Panische Angst durchfuhr mich, als ich sah, wie schnell die Eisenbahnbrücke verschwand und wie schnell wir zur Flussmitte getrieben wurden. Die Strömung zerrte an meinen strampelnden Beinen, besonders an den voll gelaufenen Stiefeln, die sich so schwer anfühlten wie Wackersteine.

Schwach mit dem freien Arm paddelnd, versuchte ich auf das Ufer zuzuhalten, doch nach ein, zwei Minuten merkte ich, dass es mir nicht gelingen würde, Ellie zu retten. Mir fehlte als Schwimmerin einfach die Kraft.

Ich konnte uns beide gerade eben über Wasser halten, wenn ich heftig genug mit den Beinen trat. Aber das war auch alles. Und wie lange konnte ich das durchhalten? Nach einer Weile würde Ellie vielleicht schon tot sein, denn ich war keineswegs sicher, dass ich ihr Gesicht weit genug über Wasser hielt, um zu verhindern, dass ihre Lungen sich voll sogem.

Und soweit ich wusste, würden wir verdammt bald an der Staustufe und der Schleusenbrücke angelangt sein. Das war bei weitem die größte Gefahr in diesem Flussabschnitt. Ich hatte von einem gehört, der dort mal lebend durchgekommen war. *Mebr Glück als Verstand*, hatte es damals geheißem.

Ich konnte Ellie loslassen, mit Müh und Not ans Ufer kraulen und überleben. Oder ich konnte bei ihr bleiben und ertrinken.

Ich glaube nicht, dass ich die Möglichkeiten lange abwog. Eher wollten meine kältestarren Arme sich nicht mehr von ihrer reglosen

Last lösen. Wir gingen kurz unter. Ich schluckte Wasser, kam hustend wieder hoch und sah, dass die Sonne sich wieder hinter einer Wolke verzogen hatte. Die Wolke war dunkelgrau und regenschwer, doch ihre zerrissenen Ränder erstrahlten in feurigem Gold.

Gott, wie schön.

Und dann lenkte mich etwas am äußersten Rand meines Blickfelds ab. Ein Boot. Ein Schlepper, genauer gesagt, aber ohne Lastkahn.

Ellie und ich hatten an jenem Tag wirklich das Glück auf unserer Seite: unerhörtes Glück, dass der Schlepper mitten auf dem Fluss liegen geblieben war, wo die Mannschaft Zeit hatte, uns zu bemerken, und zusätzlich noch das Glück, dass die Schiffsschraube nicht funktionierte und keinen Strudel aufwirbelte, der jegliche Rettung vereitelt hätte.

Die Leute schrien uns etwas zu, aber meine Ohren waren so voller Wasser, dass ich nichts hörte, nur hektisches Gestikulieren sah, wie von Stummfilmschauspielern. Einer der Männer warf etwas ins Wasser.

Es war eine Leine, an deren Ende eine Zwei-Liter-Plastikflasche gebunden war, um sie am Untergehen zu hindern. Ich ruderte wild platschend darauf zu und schaffte es schließlich, ungeheuer erleichtert, mich mit der freien Hand an die Flasche zu klammern.

Etwas Seltsames war im Wasser mit meiner Haut passiert. Normalerweise werden bei eisigen Temperaturen zuerst die Fingerspitzen und Zehen taub, und dann erst die Hände und Füße. Aber als sie mich herauszogen, konnte ich immer noch meine Finger spüren, doch Arme und Brust hatten jedes Gefühl verloren, sodass ich kaum die Kante des Decks spürte, als viele Hände mich wie einen Sack hinaufhievten. Erst da merkte ich, dass ich im Wasser wohl meine Jacke abgestreift hatte; jedenfalls hatte ich sie nicht mehr an.

Ellie lag schon auf dem Rücken neben mir, die Augen geschlossen. Ihr Gesicht war so bleich vor Kälte, dass die Sommersprossen, die vorhin kaum noch zu sehen gewesen waren, auf einmal wieder scharf abgezeichnet hervortraten. Ich setzte mich auf.

»Ist sie ...«

»Sie atmet noch«, sagte der Älteste der Mannschaft. Wie zum Beweis drehte die halbtote Ellie sich auf die Seite und erbrach einen Schwall Flusswasser.

»Jesses«, ächzte ein junger mexikanischer Matrose.

»Alles in Ordnung mit Ihnen, Miss?«, fragte mich der Alte besorgt. Seine Augen waren stechend blau, obwohl alles andere an ihm grau und verblichen aussah. Skandinavisches Urgestein wie aus der Gründerzeit von Minnesota, doch in seiner Stimme klang Texas durch.

»Ich spür meine Haut nicht mehr«, sagte ich und drückte mit meinen zitternden Fingern die Muskeln meiner Unterarme. Es war ein befremdliches Gefühl. Ich stand schwankend auf; vielleicht half es, wenn ich ein bisschen hin- und herging.

»Ich hab Bourbon da«, sagte er.

Im Erste-Hilfe-Kurs hatte unser Ausbilder uns abgeraten, zur Schocktherapie auf die »Feldapotheke«, sprich Alkohol oder Zigaretten, zurückzugreifen.

Aber in dem Moment dachte ich nicht an meine Ausbildung, nicht daran, dass ich das Trinken seit einigen Jahren praktisch aufgegeben hatte oder dass die Wasserwacht schon am Horizont auftauchte und mit schäumender Bugwelle herangeprescht kam. Ein kräftiger Schluck Bourbon schien mir in dem Moment das Vernünftigste auf der Welt.

Doch es war mein eigenes schwaches Fleisch, das mich vor mir selbst rettete. Als der alte Flusschiffer mir die Flasche in die Hand drückte, rutschte sie mir durch die bebenden Finger und zerschellte auf den Deckplanken.

DIE NACHWEHEN VON ELLIE BERNHARDTS Selbstmordversuchen nahmen den größten Teil meines Nachmittags in Anspruch.

Wir wurden beide zum Bezirkskrankenhaus von Hennepin County gebracht. Nachdem sie Ellie mitgenommen hatten, sagte eine ältere Stationsärztin zu mir: »Kommen Sie, ich will Sie mir mal im zweiten Untersuchungsraum dort am Ende der Halle anschauen.«

»Wie, mich?«, sagte ich erschrocken. »Mir geht's doch gut.«

»Kann ja sein«, meinte sie. »Aber ich muss nachschauen, ob Ihre Ohren ...«

»Mit meinen Ohren ist alles in Ordnung«, unterbrach ich sie hastig, obwohl es sich in einem Ohr verdächtig danach anfühlte, dass noch Wasser drin war. Auf ihren skeptischen Blick hin – Mediziner vertragen es fast so schlecht wie Polizisten, wenn man ihre heilige Autorität infrage stellt – erklärte ich: »Wissen Sie, ich lasse mich nämlich grundsätzlich nicht untersuchen.«

Nein, wirklich. Ich habe vor kaum etwas Angst. Bloß vor Ärzten. »Zeigen Sie mir einfach, wo es zur Dusche geht, okay?«, sagte ich.

Sie musterte mich weiter mit zweifelndem Blick und zuckte die Schultern. »Na gut, wie Sie wollen. Zu dieser Jahreszeit werden Sie sich wohl nicht ernstlich unterkühlt haben.« Ihr Abschied klang eindeutig nach sauren Trauben, als hätte sie mich ohnehin nicht untersuchen wollen.

Im Waschraum des Personals duschte ich eine Viertelstunde lang so heiß wie möglich und schlüpfte dann in die Schwesternkleidung, die sie mir gegeben hatten, ein geblümtes Oberteil und seegrüne Hosen. Meine nassen Sachen stopfte ich in eine Plastiktüte.

Als ich herauskam, spähte ich in die Untersuchungsräume, auf der Suche nach Ellie. Eine junge Krankenschwester ertappte mich dabei.

»Wir haben sie schon auf die Krisenstation verlegt«, sagte sie, womit sie die Psychiatrie meinte. »Sie wird mindestens über Nacht noch dort bleiben müssen. Wir haben ihre Lunge geröntgt, um zu sehen, ob sie sehr viel Wasser inhaliert hat. Die Aufnahmen sind noch nicht vollständig ausgewertet, aber ich glaube, ihr Zustand ist so weit stabil, zumindest der physische.«

Officer Moore war zum Revier geschickt worden, um die Sachen zu holen, die ich für alle Fälle in meinem Spind dort aufbewahrte.

Kriminalbeamte bekommen zwar nicht halb so viel Blut oder Erbrochenes ab wie Streifenpolizisten, aber auch wir halten uns gelegentlich an Tatorten auf, die schlammig sind oder noch von einem verdächtigen Brandherd glimmen, und ich hatte mir gedacht, ein paar Kleidungsstücke zum Wechseln könnten eines Tages ganz nützlich sein. Dieser Tag war nun gekommen.

Als ich ins Wartezimmer zurückkehrte, war Moore noch nicht wieder da. Dafür aber Ainsley Carter. Sie sprang ungestüm von ihrem Stuhl auf, doch ihre Umarmung fiel eher zaghaft aus, als wäre ich krank oder verletzt.

»Haben Sie Kinder, Detective Pribek?«, fragte mich Ainsley.

»Wie bitte?« Ich hatte eine Frage über Ellies Zustand erwartet.
»Nein, hab ich nicht.«

»Weil, Joe und ich hätten eigentlich ganz gern welche.« Sie drehte an ihrem Brillantring, wie gestern, als sie davon gesprochen hatte, dass ihr Mann dagegen war, Ellie bei ihnen wohnen zu lassen. »Aber nach dem, was heute passiert ist ...« Sie schüttelte den Kopf. »Da erscheint ein Kind einem doch wie eine furchtbare Verantwortung.« Auf ihren Wangen sah ich die Spur der Tränen, die ich am Telefon gehört hatte.

Officer Moore trat durch die automatisch aufgleitende Glastür, einen Plastikbügel mit Kleidern in der einen Hand, ein Paar Stiefel in der anderen.

»Sie sind doch noch unter derselben Telefonnummer in Ihrem Motel erreichbar, nicht?«, fragte ich Ainsley schnell. »Ich werde mich später bei Ihnen melden.«

»Ja, ich bleibe da«, nickte Ainsley. »Und ... danke«, setzte sie leise hinzu.

Ich ging Officer Moore entgegen und räusperte mich. »Vielen Dank«, sagte ich verlegen. Ich war noch nicht lange Kriminalbeamtin und genierte mich, eine Streifenpolizistin mit dieser Art von Aufträgen zu belästigen.

»Gern geschehen«, antwortete sie, als ich ihr meine Sachen abnahm. »Sie waren doch Genevieve Browns Partnerin, nicht wahr?«

»Das bin ich immer noch.«

»Wie geht es ihr?«

»Ich weiß nicht. Ich habe sie länger nicht mehr gesprochen.«

»Viele von uns vermissen sie.«

»Sie wird wiederkommen«, sagte ich eilig.

»Ach, wirklich? Wann?«

Da musste ich leider passen. »Vorerst hat sie noch kein genaues Datum angegeben. Ich meine, sie ist ja nur auf Erholungsurlaub. Sie wird bestimmt wiederkommen.«

Moore schüttelte den Kopf. »Sicher, so was braucht Zeit. Einfach grauenhaft, was ihr passiert ist.«

»Das kann man wohl sagen.«

GENEVIEVE BROWN WAR MEINE ERSTE FREUNDIN in Minneapolis gewesen. Es überraschte mich nicht, dass Officer Moore sie kannte; Genevieve kannten alle.

Sie war in dieser Stadt verwurzelt, hatte ihre gesamte Berufslaufbahn bei der Bezirkspolizei im Sheriff's Department verbracht: erst als Streifenpolizistin, dann als Kontaktbeamtin und war schließlich zum Detective befördert worden. Ihre Stärke war das Verhör. Genevieve konnte einfach mit jedem reden.

Verbrecher fürchteten sich nicht vor ihr: Sie war klein, eher unauffällig, und mit ihrer samtweichen Stimme alles andere als

einschüchternd. Was sie sagte, klang stets logisch, kultiviert, vernünftig. Ehe die Ganoven wussten, wie ihnen geschah, erzählten sie ihr Dinge, die sie den Männern nie gestanden hätten. Einige der Kollegen nannten Genevieve den menschlichen Lügendetektor.

Ich kannte sie aus meiner Zeit bei der Streife, wo ich viel von ihr gelernt hatte. Ich revanchierte mich dafür, indem ich sie beim Fitnesstraining anspornte, ihr half, in Bestform zu bleiben, auch wenn sie schon auf die Vierzig zuing. Als ich noch in einer billigen Mansarde in Seven Corners wohnte, hatte sie mich hin und wieder zum Abendessen in ihre Wohnung in St. Paul eingeladen.

Es war vielleicht der schönste Tag meines Lebens, als ich meine Dienstmarke erhielt und an ihrer Seite arbeiten durfte. Sie war eine gute Lehrerin und Mentorin, aber vor allem machte es Spaß, mit ihr zu arbeiten.

Wir gingen oft auf einen Kaffee ins Skyways, eine hoch gelegene Einkaufspassage mit Zeitungsständen und Cafés, die den Geschäftsleuten von Minneapolis als Treffpunkt diente. Genevieve blieb gern mal ein Weilchen in einem der verglasten Durchgänge stehen, meist an Vormittagen, wenn das Wetter klar und kalt war. Sie hielt ihren Pappbecher mit schwarzem Kaffee in beiden Händen und blickte auf die Stadt hinaus, wo weißer Dampf aus allen Lüftungsschächten aufstieg und das Sonnenlicht mit trügerischem Glitzern von den Schneewällen und Eisflächen widerstrahlte.

»Hey, das ist unser Tag«, sagte sie dann. »Wir stellen den Funk ab und fahren immer weiter nach Süden, bis wir nach New Orleans kommen. Und da hocken wir uns in die Sonne und futtern Krapfen.« Manchmal sagte sie zur Abwechslung, wir sollten nach San Francisco fahren, um Irish Coffee an der Bucht zu trinken.

Aber das meinte sie nicht ernst. Nach mehr als einem Jahrzehnt bei der Polizei liebte sie ihren Job noch immer wie am ersten Tag.

Dann wurde ihr einziges Kind, ihre Tochter Kamareia, vergewaltigt und ermordet.

Ich kannte Kamareia von klein auf, seit meinen Anfängen bei der Polizei, als Genevieve begann, mich nach Hause zum Essen ein-